

Seneca
Das große Buch vom glücklichen Leben

Seneca

Das große Buch vom glücklichen Leben

Gesammelte Werke

Aus dem Lateinischen von Otto Apelt

Anaconda

Sämtliche Texte dieses Bandes sind der Ausgabe Seneca: *Philosophische Schriften I–IV*. Leipzig: Meiner 1923 entnommen. Die Auswahl aus den »Moralischen Briefen an Lucilius« übernahm Kim Landgraf, Köln. Orthografie und Interpunktionsregeln wurden unter Wahrung von Lautstand und grammatischen Eigenheiten den Regeln der neuen deutschen Rechtschreibung angepasst.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No 01967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2014, 2023 by Anaconda Verlag,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.
Umschlagmotiv: Seneca-Porträt, Kupferstich von Lucas Vorsterman (1595–1675)
nach dem Gemälde (um 1614/15) von Peter Paul Rubens (1577–1640) nach antiker Büste,
Foto: akg-images
Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de
Satz und Layout: Andreas Paqué, www.paque.de
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7306-0175-4
www.anacondaverlag.de

Inhalt

Von der göttlichen Vorsehung	7
Drei Bücher vom Zorn	29
Trostschrift an Marcia	149
Vom glücklichen Leben	193
Von der Muße	231
Von der Gemütsruhe	242
Von der Kürze des Lebens	283
Trostschrift an Helvia	316
Aus den Moralischen Briefen an Lucilius	351

Von der göttlichen Vorsehung

I. Wie kommt es, dass, wenn eine Vorsehung die Welt lenkt, den rechtschaffenen Menschen doch so viel Unheil widerfährt? So lautet die Frage, die du, mein Lucilius, mir vorgelegt hast. Das ließe sich allerdings bequemer im Verfolg eines größeren Werkes abhandeln, wo bewiesen würde, dass eine Vorsehung über dem Weltall walte und dass Gott seine Hand über uns halte. Doch hier gilt es, von dem Ganzen einen kleinen Teil abzuzweigen und sich mit einem einzelnen Einwurf abzufinden, ohne auf die Sache als Ganzes mich einzulassen. So kann ich es mir denn leicht machen, indem ich als Anwalt der Götter auftrete.

Es erübrigt sich für den vorliegenden Zweck, darzutun, dass dieser gewaltige Weltenbau nicht bestehen könne ohne irgendeinen Hüter und dass dieses Sternenheer mit seinen mannigfachen Bahnen nicht Wirkung eines zufälligen Anstoßes sei, und dass anderseits, was der Zufall in Bewegung setzt, häufigen Störungen ausgesetzt sei und leicht anstoße, während dieser in ungestörter Schnelligkeit sich vollziehende Sternenlauf, der so große Massen von Erde und Meer, so viele hellstrahlende und nach fester Ordnung leuchtende Lichter mit sich führt, sich nur unter dem Machtgebot eines ewigen Gesetzes vollziehen kann. Diese Ordnung ist unvereinbar mit dem Wesen einer unstet umherirrenden Materie, und

was sich nur blindlings zusammengefunden hat, kann unmöglich in so künstlicher Lage bleiben, dass die gewaltige Last der Erde in unbeweglicher Ruhe verharre als Zuschauer der raschen Flucht des sich um sie herumdrehenden Himmels, oder dass die in die Niederrungen eingedrungenen Meere den Boden aufweichen, ohne ein Anschwellen durch die Flüsse erkennen zu lassen, oder dass aus winzigen Körnern das Größte erwächst. Selbst das, was ohne Ordnung und sichere Regel vor sich zu gehen scheint, nämlich Regengüsse, Gewölk, das Zucken geschleuderter Blitze, die aus geborstenen Bergesgipfeln sich ergießenden Feuermassen, das Erbeben des wankenden Erdbodens und was sonst noch an Aufruhrscheinungen auf dem Erdenrund sich zeigt, vollzieht sich nicht regellos trotz seiner Plötzlichkeit; vielmehr hat auch dies seine Gründe nicht weniger als die Wunderdinge, die man an fernen Orten bemerkt hat, als da sind warme Quellen inmitten der Fluten sowie geräumige neue Inseln, die aus dem weiten Meere emporsteigen. Beobachtet man ferner, wie das Gestade entblößt wird, wenn das Meer sich in sich selbst zurückzieht, und wie es nach kurzer Zeit wieder von der Flut bedeckt wird, soll man dann glauben, es sei eine blindlings wirkende Strömung, durch welche die Wogen bald zusammengezogen und in sich selbst zusammengedrängt werden, bald wieder hervorbrechen und in mächtigem Andrang sich wieder über ihren alten Platz ergießen, während sie doch in bestimmtem Maße anschwellen und pünktlich nach Stunde und Tag sich vergrößern und vermindern, je nach dem bestimmenden Einfluss des Mondes, der den Fluten des Ozeans ihr Gesetz vorschreibt? Das wird alles erst seiner Zeit zur Sprache kommen und dies umso mehr, weil du an der Vorsehung nicht zweifelst, sondern dich nur über sie beschwerst. Ich will dich mit den Göttern versöhnen, die es mit den Besten auch immer am besten meinen. Denn es wäre wider die Natur, dass je dem Guten das Gute schade. Zwischen guten Menschen und Göttern besteht Freundschaft, und was sie vermittelt, ist die Tugend. Und etwa bloß

Freundschaft? Nein, auch Verwandtschaft und Ähnlichkeit; denn der Gute ist nur in Beziehung auf die zeitliche Dauer von Gott verschieden, sein Schüler und Nacheiferer und wahrhaftiger Abkömmling, den jener hochherrliche Vater, kein lauer Wächter der Tugend, nach Art gestrenger Väter nicht ohne Härte aufzieht. Bemerkst du also, dass gute und den Göttern wohlgefällige Menschen sich abmühen, sich plagen und mühsam emporklimmen, während schlechte in Schwelgerei und Wollust ihr Leben dahinbringen, so bedenke: Auch wir finden Gefallen an dem bescheidenen Aufreten unserer eigenen Söhne, während wir an dem Mutwillen jugendlicher Sklaven nichts auszusetzen haben; jene werden durch strengere Zucht in Schranken gehalten, diese in ihrer Keckheit verstärkt. Ebenso sollst du von der Gottheit denken: Den guten Menschen verhätschelt sie nicht, sie lässt ihn harte Proben durchmachen und gestaltet ihn nach ihrem Muster.

2. »Warum begegnen den Guten viele Widerwärtigkeiten?« Dem Guten kann nichts Böses widerfahren: Was einander entgegengesetzt ist, verschmilzt nicht zur Einheit. Wie die Menge der Ströme, wie die Masse des vom Himmel fallenden Regens, wie die starke Kraft der Heilquellen den Geschmack des Meerwassers nicht ändert, nicht einmal mildert, so bricht sich der Ansturm von Widerwärtigkeiten an der Sinnesart eines tapferen Mannes. Er, der Tapfere, verharrt in seiner Haltung und lässt kein Ereignis an sich herantreten, das nicht *seine* Farbe annehmen müsste; ist er doch mächtiger als alles, was von außen kommt. Das soll nicht heißen: Er fühlt es nicht, wohl aber: Er überwindet es und bietet, sonst ruhig und gelassen, dem, was über ihn hereinbricht, manhaft Trotz. Alle Widerwärtigkeiten sind in seinen Augen nichts als Kraftproben. Wer aber, wenn er überhaupt ein Mann und für Ehre empfänglich ist, sehnte sich nicht nach würdiger Anstrengung und nach Erfüllung gefahrvoller Aufgaben? Ist nicht für jeden Tatenfrohen das Nichtstun eine Strafe? Man blicke doch um sich: Ath-

leten, denen es Ernst ist mit der Steigerung ihrer Kräfte, schlagen sich am liebsten immer mit den Tapfersten und verlangen von denen, durch die sie sich zum Wettkampf einüben lassen, dass sie ihre volle Kraft gegen sie selbst einsetzen; sie lassen sich Wunden und Drangsale gefallen, und wenn sich nicht Gegner finden, die einzeln ihnen gewachsen sind, so nehmen sie den Kampf zugleich mit mehreren auf. Es erschlafft die Tapferkeit ohne Gegner; erst dann tritt ihre Größe und ihre Kraft hervor, wenn sie durch geduldiges Beharren ihre Stärke bezeugt. Lass dir gesagt sein: Ebenso müssen sich die Guten verhalten: Sie dürfen das Harte und Schwere nicht scheuen und dürfen sich nicht über das Schicksal beklagen; was auch kommen mag, sie müssen sich darein schicken, müssen es zum Guten auslegen. Nicht was, sondern wie man es erträgt, darauf kommt es an. Gewahrst du nicht den großen Unterschied in Sachen der Nachsicht zwischen Vätern und Müttern? Jene wollen ihre Kinder frühzeitig zu ernster Arbeit angetrieben sehen, lassen sie auch an Feiertagen nicht müßig gehen, ersparen ihnen keinen Schweiß, ja zwingen sie mitunter sogar zu Tränen. Dagegen wollen die Mütter sie im Schoße hegen, sie im Schatten halten, wollen sie niemals betrübt, niemals weinend, niemals bei strenger Arbeit sehen. Gottes Gesinnung gegen die Guten ist von der väterlichen Art, seine Liebe zeugt von Tapferkeit. »Sie müssen sich«, so spricht er, »in Atem erhalten durch werktätige Anstrengung, durch Schmerzen und Verluste, um wahre Kraft zu gewinnen.« Was in trägem Behagen aufgefüttert worden ist, das erweist sich als unzulänglich nicht nur für jede Arbeit, sondern auch für die Bewegung, und zwar durch seine eigene Last. Unangefochtenes Glück hält keinen Schlag aus. Aber wer in beständigem Kampfe mit Widerwärtigkeiten liegt, der bekommt durch die Unbilden eine harte Haut, er weicht keinem Unglück, und ist er auch zu Boden gefallen, so kämpft er noch auf den Knien. Du wunderst dich, dass Gott, der für alle Guten die höchste Liebe hegt und sie so trefflich und so hervorragend wie möglich zu sehen wünscht, ihnen ein

Schicksal auferlegt, mit dem sie hart zu ringen haben. Ich aber wundere mich nicht, wenn die Götter zuweilen sich veranlasst fühlen, große Männer im Kampfe mit irgendwelchem Missgeschick zu sehen. Uns macht es zuweilen Vergnügen, wenn ein herzhafter Jüngling ein auf ihn losstürzendes Tier mit seinem Jagdspieße auffängt, wenn er, ohne seine Fassung zu verlieren, dem Ansturm eines Löwen standhält, und das Schauspiel ist umso erfreulicher, je edler derjenige ist, der es uns bietet. Das sind keine Dinge, die der Götter Blicke auf sich ziehen könnten: Es ist Kinderspiel in ihren Augen und Kurzweil menschlichen Leichtsinns. Dagegen ein anderes Schauspiel, würdig, den Blick des ernst über seinem Werke wachenden Gottes auf sich zu lenken: Schaue ein Kampfespaar, würdig des Gottes: einen tapferen Mann im Kampfe mit einem widrigen Schicksale, zumal wenn er es selbst herausgefordert hat. Ich wiederhole es: Ich wüsste nicht, welches schönere Schauspiel Jupiter auf der Erde haben könnte, wenn anders er darauf achten mag, als einen Cato zu sehen, wie er nach dem Sturze seiner mehrfach geschlagenen Partei gleichwohl aufrechten Hauptes dasteht inmitten des allgemeinen Ruins. »Mag auch«, so spricht er, »alles der Gewalt des Einen anheimgefallen sein, mögen die Länder von Legionen, die Meere von Flotten bewacht sein, mag Caesars Soldateska die Tore verrammeln, gleichviel: Cato findet doch seinen Ausweg; eine Hand wird genügen, der Freiheit eine weite Gasse zu machen. Dies Schwert, auch im Bürgerkriege rein und schuldlos erhalten, wird endlich einen guten und herrlichen Dienst leisten: Die Freiheit, die es dem Vaterlande nicht schaffen konnte, wird es dem Cato verleihen. Zage nicht, mein Herz, mache dich an das lange bedachte Werk, wirf die menschlichen Dinge von dir! Schon haben Petrejus und Juba miteinander wetteifernd den gegenseitigen Tod gesucht und gefunden, einer von des anderen Hand tödlich getroffen. Eine tapfere und preiswürdige Todesgemeinschaft, die aber unserer Größe nicht entspricht. Für einen Cato ist es ebenso schimpflich, von einem anderen den Tod zu erbitten als das

Leben.« – Kein Zweifel: Die Götter haben mit hoher Freude dreingeschaut, wie dieser Mann, sein eigener entschlossenster Rächer, noch Sorge trägt für die Rettung anderer und Anordnungen trifft für die Flucht der Geschlagenen, wie er bis tief in die Nacht hinein seinen Wissensdrang durch Lektüre befriedigt, wie er sein Schwert in die unentweihte Brust stößt, wie er seine Eingeweide herausreißt und seiner erhabenen Seele, die es nicht verdiente, mit dem Schwert in Berührung zu kommen, mit der eigenen Hand zur Freiheit verhilft. Daraus erklärt sich wohl auch die Tatsache, dass der verwundende Stoß sein Ziel nicht sicher erreichte: Die Götter wollten den Cato nicht bloß einmal sehen. Seine Seelengröße musste noch länger auf Erden verweilen und ward zurückgehalten, um sich in noch schwierigerer Lage zu bewähren. Denn der einmalige Todesentschluss fordert nicht so hohen Mut wie die Wiederholung desselben. Warum sollten die Götter sich nicht des Anblickes erfreuen, wie ihr Zögling auf eine so herrliche und denkwürdige Weise abtritt? Der Tod gibt denen die volle Weihe, deren Ende auch diejenigen preisen, die es fürchten.

3. Doch will ich nun im weiteren Verlauf meiner Darstellung zeigen, wie unzutreffend die Vorstellung ist, dass, was ein Übel scheint, es auch wirklich ist. Zunächst behaupte ich, dass das, was du als hart, als widerwärtig und abscheulich bezeichnest, erstens nur zum Besten derer diene, die davon betroffen werden, sodann zum Besten der Gesamtheit, deren Wohl den Göttern mehr am Herzen liegt als das des Einzelnen, ferner, dass es in Einklang mit ihrem Willen geschehe und dass sie das Unglück verdienen, wenn das nicht der Fall ist. Dem soll dann der Nachweis folgen, dass dieser Lauf der Dinge ein Werk des Schicksals sei und sich für die Guten nach genau demselben Gesetze vollziehe, nach welchem sie selbst gut sind. Endlich werde ich dir klarmachen, dass du niemals einen tugendhaften Mann bemitleiden darfst, denn wohl kann er unglücklich genannt werden, aber sein kann er es nicht.

Von allen genannten Punkten scheint der schwierigste der erstgenannte zu sein, nämlich, dass das Gefürchtete und Beängstigende denen, welchen es zustößt, selbst zum Besten diene. »Zu ihrem Besten soll es dienen, erwiderst du, in die Verbannung gestoßen zu werden, Weib und Kind zu Grabe zu tragen, Schande und Schaden über sich ergehen zu lassen?« Wenn du dich wunderst, dass dies einem zum Besten dienen soll, dann müsstest du dich auch wundern, dass so manche durch Wasser und Feuer geheilt werden und nicht minder durch Hunger und Durst. Bedenkst du aber, dass zum Zwecke der Heilung Knochen vom Fleische abgelöst und herausgenommen, Adern hervorgezogen und manche Glieder abgenommen werden, deren Verbleiben an ihrem Platze das unausbleibliche Verderben des ganzen Körpers zur Folge gehabt hätte, so wirst du dir auch den Nachweis gefallen lassen, dass manches Ungemach zum Besten derer dient, die es trifft: Das genaue Gegenspiel zu der Tatsache, dass manches, was man preist und leidenschaftlich begehrst, denen zum Nachteil gereicht, die daran ihr Wohlgefallen gefunden haben; man denke nur an das Nächstliegende, an Überladung des Magens und Trunkenheit, die durch die Lustbegier tödlich wirken. Zu den vielen vor trefflichen Aussprüchen unseres Demetrius gehört der folgende, der mir noch frisch im Gedächtnis ist; noch klingt er und rauscht er mir in den Ohren. »Nichts«, sagte er, »kommt mir unglücklicher vor als ein Mensch, dem nie etwas Widerwärtiges begegnet ist.« Denn er hat keine Gelegenheit gehabt, sich selbst auf die Probe zu stellen. Mag ihm auch alles nach Wunsche gegangen, ja seinem Wunsche vorausgeeilt sein, das Urteil der Götter über ihn war doch kein günstiges: Er schien ihnen nicht würdig, aus einem Kampfe mit dem Schicksal dereinst als Sieger hervorzugehen. Das Schicksal weicht gerade den größten Memmen aus, als spräche es: »Was soll mir dieser als Gegner taugen? Er wird alsbald die Waffen strecken; gegen ihn bedarf es nicht meiner vollen Macht; eine leichte Drohung wird ihn zurückscheuchen; er kann meinen Blick nicht aushalten. Nach einem anderen muss ich mich umschauen, mit dem ich mich auf ei-

nen Kampf einlassen kann; es wäre schamlos, mich mit einem Menschen zu messen, der die Niederlage selbstverständlich findet.« Der Gladiator sieht es als eine Schmach an, mit einem Schwächeren sich zu messen; er weiß, dass es kein Ruhm ist, den zu besiegen, der ohne Gefahr zu besiegen ist. Ebenso hält es das Schicksal: Es sucht sich die Tapfersten heraus, die ihm gewachsen sind; an manchen geht es verächtlich vorüber. Gerade den Trotzigsten und in stolzester Haltung Dastehenden greift es an, um seine Kraft gegen ihn anzustrennen: Mit Feuer probiert es seine Kraft an Mucius, mit Armut an Fabricius, mit Verbannung an Rutilius, mit Folterqualen an Regulus, mit Gift an Sokrates, mit dem Tode an Cato. Ein erhabenes Beispiel ist nur möglich als Folge eines bösen Schicksals.

Ist Mucius etwa unglücklich, weil seine Rechte in das Feuer der Feinde greift und sich selbst für seinen Irrtum bestraft? Dass er den König, den er mit bewaffneter Hand nicht in die Flucht schlagen konnte, mit der verbrannten forttreibt? Wie? Wäre er etwa glücklicher, wenn er die Hand am Busen einer Geliebten wärmt?

Ist Fabricius etwa unglücklich, weil er, soweit er von Staatsgeschäften frei war, sein Ackerland bestellt? Dass er Krieg führt so gut gegen Pyrrhus wie gegen den Reichtum? Dass er vom eigenen Herde eben die Wurzeln und Kräuter verzehrt, die er dem Boden durch eigene Arbeit abgewonnen hat, er, der greise Triumphator? Wie? Wäre er etwa glücklicher, wenn er seinem Bauche Fische von fernen Küsten her oder ausländisches Geflügel zuführte, wenn er mit Austern aus dem adriatischen und tyrrhenischen Meer der Trägheit seines überladenen und übelgestimmten Magens wieder aufhülfe, wenn er das ausgesuchteste Wildbret, die blutreiche Beute der Jäger mit einem mächtigen Obstkranze umrahmte?

Ist Rutilius unglücklich, weil diejenigen, die ihn verurteilt haben, sich der Verantwortung vor allen Jahrhunderten ausgesetzt sehen? Weil er mit größerem Gleichmut den Verzicht auf das Vaterland über sich ergehen ließ, als die Rückkehr aus dem Exil? Dass er der Einzige war, der es wagte, dem Sulla ein Nein entge-

genzusetzen und, als er zurückgerufen ward, nahe daran war, seine Flucht noch fortzusetzen und sich noch weiter zu entfernen? »Da magst du«, sagt er, »deine Zuschauer finden an denen, die dein Glück mit dir teilen. Mögen sie die Blutströme schauen auf dem Forum, und am Servilianischen See – das ist ja die Mördergrube für Sullas Geächtete – die Häupter der Senatoren und die Mörderbanden, die die Stadt durchstreifen, und die vielen Tausende römischer Bürger, die auf dem *einen* Platze hingeschlachtet wurden nach empfangener Sicherheitsbürgschaft, nein, vielmehr gerade aufgrund derselben: Mögen dem die zuschauen, die es nicht über sich bringen, im Exil zu leben.« Wie? Ist also Sulla glücklich, weil ihm, wenn er sich nach dem Forum begibt, mit dem Schwerte Platz gemacht wird, dass er die Köpfe der hingerichteten Konsulare öffentlich ausstellen und den Mörderlohn durch den Quästor und die Staatskasse zahlen lässt? Und das alles tut der Mann, der das Cornelische Gesetz gab!

Nun mag Regulus an die Reihe kommen. Was hat ihm das Schicksal geschadet, dass es ihn zu einem Muster von Treue, zu einem Muster von Geduld gemacht hat? Nägel durchbohren ihm die Haut, und wo er auch für seinen erschöpften Leib eine Lagerstätte sucht, immer kommt er auf eine Wunde zu liegen, nie senken sich seine Augenlider zum Schlafe: Je größer die Qual, umso größer der Ruhm, dessen er teilhaftig werden wird. Willst du wissen, wie wenig es ihn reue, den Preis der Tugend so hoch veranschlagt zu haben? Gib ihm das Leben zurück und schicke ihn in den Senat: Er wird nicht anders stimmen.

Du hältst also den Mäcenas für glücklicher, der von Liebesqualen gepeinigt und in Tränen sich verzehrend über die tägliche Sprödigkeit seiner eigensinnigen Gattin durch die sanften Melodien der aus der Ferne erklingenden Musik den Schlaf sucht? Mag er sich durch stärksten Wein betäuben, mag er durch das Rauschen von Wasserfällen den Geist ablenken, mag der durch den Trug von tausend Lustbarkeiten seine geängstete Seele täuschen: Er bleibt auf

seinem Flaumlager ebenso wachend wie jener auf seiner Marterbank. Aber jener hat den Trost, dass es die Ehre ist, für die er Hartes erduldet, und er blickt von dem Leiden zurück auf die Ursache, während dieser, durch Wollust erschlafft und an dem Übermaß von Glück leidend, mehr gequält wird durch das, was er duldet, als durch die Ursache seines Leidens. Noch haben die Laster nicht dermaßen die Oberhand bekommen über das Menschenge schlecht, dass es zweifelhaft wäre, ob nicht, wenn der Mensch sein Schicksal selbst wählen dürfte, er in der Regel lieber zu einem Regulus als zu einem Mäceras geboren sein möchte. Sollte sich aber einer finden, der sich nicht entblödete zu sagen, er hätte es vorgezogen, als Mäceras und nicht als Regulus geboren zu werden, so hat er, mag er es auch nicht aussprechen, es doch zugleich vorgezogen, als eine Terentia geboren zu werden.

Meinest du, es sei dem Sokrates schlecht ergangen, weil er jenen Giftbecher, zu dem ihn der Staat verurteilt hatte, gerade so austrank, als wäre es eine Arznei für die Unsterblichkeit, und vom Tode sprach, bis dieser selbst eintrat? Ist es ihm übel ergangen, dass sein Blut erstarrte und das Pulsieren der Adern durch die eintretende Kälte allmählich zum Stillstand kam? Wie viel mehr ist er zu beneiden als jene Schlemmer, denen mit Gefäßen aus Edelstein aufgewartet wird, denen ein elender, sich zu jeglicher Gefälligkeit hergebender Lotterbube von ausgemachter Impotenz oder zweifelhafter Mannheit den auf goldener Schüssel präsentierten Schnee zerrinnen lässt. Was sie trinken, das geben diese Kumpane durch Erbrechen zu ihrem Leidwesen wieder von sich, wobei sie ihre eigene Galle zu kosten bekommen. Dagegen wird jener freudig und gern seinen Giftbecher leeren.

Was den Cato anlangt, so genügt das Gesagte. Die Menschheit wird ihm immer das Zeugnis ausstellen, dass ihm das höchste Glück widerfahren sei.

Ihn hat die Natur auserwählt, um als furchtbare Gegnerin ihn im Kampfe zu erproben. »Mit der Feindschaft der Großen (so spricht

die Natur) hat es nicht wenig auf sich: So stelle er sich denn dem Pompejus, Caesar und Crassus zu gleicher Zeit entgegen. Es will etwas heißen, sich hinter schlechtere Menschen an Ehre zurückgestellt zu sehen: So trete er denn hinter einen Vatinius zurück. Es ist nichts Geringes, an Bürgerkriegen teilzunehmen: So mag er denn auf dem ganzen Erdenrund für die gute Sache so unglücklich wie beharrlich kämpfen. Es ist keine Kleinigkeit, Hand an sich zu legen: Mag er es denn tun. Was will ich damit erreichen? Es soll jeder-
mann wissen, dass das kein Übel sei, dessen ich einen Cato würdig erachtete.«

4. Glückskinder zu sein können sich auch Massen- und Alltagsmenschen rühmen: Aber schweres Unheil und Schrecknisse, die über die Menschen hereinbrechen, in ihre Schranken zurückzuweisen, das ist das Vorrecht großer Männer. Immer glücklich zu sein und ohne jede Gemütstrübung das Leben zu durchwandern, heißt nur die *eine* Seite der Natur kennen. Du giltst als großer Mann. Aber woher weiß ich das, wenn dir das Schicksal nicht Gelegenheit gibt, deine Tugend zu bewahren? Du hast dich nach Olympia zu den Spielern begeben, aber außer dir niemand. So hast du den Kranz, den Sieg hast du nicht. Ich wünsche dir dazu nicht Glück als einem Helden, sondern wie einem, dem das Konsulat oder die Prätorialzugefallen ist: Du bist um eine Ehre reicher geworden. In gleichem Sinne könnte ich auch wohl zu einem ehrenwerten Mann sagen, wenn ihm kein schwierigerer Fall die unbedingt nötige Gelegenheit bot, die Kraft seines Charakters zu zeigen: »Ich erkläre dich für unglücklich, weil du niemals unglücklich geworden bist. Du bist durchs Leben gegangen, ohne einen Gegner zu haben; niemand kann wissen, was du vermagst, nicht einmal du selbst.« Denn zur Kenntnis seiner selbst ist Erprobung unerlässlich. Was man vermag, kann man nicht anders erkunden als durch eigenen Versuch. Daher haben manche, denen das Unglück nicht nahen wollte, es selbst aus freien Stücken aufgesucht und ihrer Tu-

gend, die im Dunkel zu verschwinden drohte, Gelegenheit verschafft, sich zur Anerkennung zu bringen. Es freuen sich, behauptet ich, zuweilen große Männer über eintretendes Unglück, ganz ähnlich wie Soldaten über den Krieg. Den Gladiator Triumphus hörte ich unter dem Kaiser Tiberius Klage führen über den Mangel an öffentlichen Schaustellungen: »Wie schade«, sagte er, »um die schöne Zeit.« Die Tugend sehnt sich nach Gefahr und denkt an ihr Ziel, nicht an das, was sie zu leiden haben wird; denn auch das, was sie dulden wird, ist ein Teil ihres Ruhmes. Kriegsmänner rühmen sich ihrer Wunden; froh über den glücklichen Erfolg, weisen sie auf die blutenden Stellen hin; wer unversehrt aus der Schlacht zurückkehrt, mag das Gleiche geleistet haben: Gleichwohl zieht der die Augen mehr auf sich, der verwundet heimkehrt. Gerade dann, behauptet ich, sorgt die Gottheit für die, die sie am meisten geehrt zu sehen wünscht, wenn sie ihnen Gelegenheit bietet zu mutigen und tapferen Taten. Dazu bedarf es irgendwelcher schwierigen Lage: Den Steuermann lernst du im Sturm, den Krieger in der Schlacht erkennen. Woher sollte ich wissen, wie viel Widerstandskraft du gegen die Armut hast, wenn du vor Reichtum nicht weißt, wohin damit? Woher sollte ich wissen, welche Beharrungskraft du hast gegen Schmach, Verleumdung und Volkshass, wenn du bis ins Alter hierin nichts als Beifall genießest, wenn dich unverwüstbare Gunst begleitet, die aus tiefer Neigung der Herzen dir zuströmt? Woher weiß ich, mit welchem Gleichmut du den Verlust von Kindern ertragen wirst, wenn du die Deinigen noch alle um dich siehst? Ich habe dich andere trösten hören; aber zu augenscheinlicher Erkenntnis wäre ich erst dann gekommen, wenn du dich selbst getröstet, wenn du selbst deinem Schmerze Schweigen geboten hättest. Um des Himmels willen, zittert doch nicht vor dem, was die unsterblichen Götter gleichsam als Sporn für euer Herz euch zu führen! Das Missgeschick ist die Schule der Tugend. Diejenigen kann man mit Recht unglücklich nennen, die durch des Glückes Überfülle in Schlaffheit verfallen, die wie auf regungslosem Meere

träge Ruhe gefesselt hält. Was über sie hereinbricht, wird ihnen ein ungewohnter Schrecken sein. Wer keine Erfahrung hat, der fühlt sich durch Schicksalsschläge härter getroffen; für den noch zarten Nacken ist das Joch eine drückende Last. Der bloße Gedanke an eine Wunde lässt den jungen Soldaten erblassen: Ohne die Miene zu verziehen, schaut der alte Kriegsmann auf sein fließendes Blut; weiß er doch, dass der Blutverlust häufig den Sieg zur Folge hatte. Die also, denen sie wohl will, die sie liebt, härtet die Gottheit ab, prüft sie, übt sie; diejenigen dagegen, denen sie scheinbar Gunst und Schonung gewährt, spart sie als Weichlinge für kommendes Unglück auf. Denn ihr irrt, wenn ihr an irgendwelche Ausnahme glaubt. Auch jener, der so lange glücklich war, wird sein Teil erhalten. Die scheinbare Freilassung ist nur ein Aufschub. Warum sucht die Gottheit gerade die Besten sei es mit Krankheit sei es mit Trauer sei es mit sonstigem Ungemach heim? Aus demselben Grunde, aus dem auch im Kriegslager mit den gefahrvollen Aufträgen die Tapfersten betraut werden: Die Auserlesenen sendet der Feldherr aus, um im nächtlichen Hinterhalt den Feind anzugreifen oder Erkundungen einzuholen über die Marschlinie oder um einen Posten zu verjagen. Und keiner von den mit solchem Auftrag Ausziehenden sagt etwa: »Der Feldherr hat es übel mit mir gemeint«, sondern: »Er hat richtig geurteilt.« Ebenso mögen diejenigen, denen zugeschrieben wird, Dinge zu ertragen, die Furchtsamen und Feigen Anlass zu Tränen geben, sagen: »Die Gottheit hat uns für würdig erachtet, an uns zu erproben, was die menschliche Natur zu dulden vermöge.« Lasst ab von eurer Sucht nach Verzärtelung, lasst ab von der Jagd nach dem entnervenden Glück, durch das der Geist erschlafft und, wenn ihn nicht eine ernste Schicksalswarnung zur Besinnung auf das Menschenlos hinführt, gleichsam in ununterbrochene Trunkenheit versinkt. Wen der Schutz der Fenster immer vor jedem Lufthauch bewahrt hat, wessen Füße beständig warm gehalten wurden durch Wärmekissen, die durch Wechsel immer wieder ersetzt wurden, wessen Speisesaal eine immer gleichmäßig warme

Temperatur zeigte durch an den Wänden verdeckt angebrachte Vorrichtungen, dem wird auch der leiseste Luftzug nicht ohne gefährliche Folgen für ihn sein. Alles, was das Maß überschreitet, ist schädlich; am gefährlichsten aber ist maßloses Glück: Es erregt das Gehirn, lässt leere Einbildungen im Geiste auftauchen und breitet darüber ein Dunkel aus, das eine schwanke Mitte hält zwischen Irrtum und Wahrheit. Sollte es nicht besser sein, anhaltendes Unglück erträglich zu machen durch den Beistand der Tugend, als durch unaufhörliche und maßlose Glücksgaben sein Dasein zu untergraben? Leichter ist der Tod durch Hunger; Überladung zersprengt den Leib.

Es halten also die Götter mit den tugendhaften Menschen es so, wie die Lehrer mit ihren Schülern: Sie fordern ein höheres Maß von Leistungen von denen, die höhere Hoffnungen erwecken. Glaubst du, dass den Lakedämoniern ihre Kinder nicht lieb seien, deren Charakterart sie erproben durch Geißelhiebe, denen sie sich von Staats wegen aussetzen müssen? Die Väter selbst dringen in sie, die Geißelschläge standhaft über sich ergehen zu lassen, und bestürmen die Wundgeschlagenen und Halbentseelten mit Bitten, standzuhalten und sich Wunden auf Wunden gefallen zu lassen. Was Wunder also, wenn die Gottheit edle Geister hart prüft? Für die Tugend gibt es kein weichliches Prüfungsmittel. Das Schicksal spart nicht mit Schlägen und Verwundungen gegen uns: Lasst es uns dulden! Es ist nicht Grausamkeit, es ist ein Wettkampf; je öfter wir ihn aufnehmen, umso mehr werden wir an Tapferkeit gewinnen. Der festeste Teil des Körpers ist der, welcher im Dienste der Berufstätigkeit fortwährend geübt worden ist. Wir müssen uns dem Schicksal darbieten, um durch es selbst gegen es gehärtet zu werden. Allmählich wird es uns dahin bringen, dass wir ihm gewachsen sind; die beständig drohende Gefahr wird uns zu Verächtern der Gefahr machen. So hat der Seemann einen Körper, der den Unbilden des Meeres gewachsen ist, der Bauer abgehärtete Hände, der Krieger Arme, die stark genug sind, die Geschosse zu entsenden, der Läufer

geschmeidige Glieder: Was jeder geübt hat, darin liegt auch seine festeste Kraft.

Das Dulden ist für den Geist die Schule, um das Dulden gering achten zu lernen. Wozu es dies bei uns bringen kann, wird man erkennen, wenn man beachtet, wie viel bei Völkern, die von der Natur kümmерlich bedacht und eben infolge ihrer Dürftigkeit zu erhöhter Tatkraft gelangt sind – wie viel bei ihnen die Anstrengung zu leisten vermag. Überschäue alle Völker, die jenseits der Grenzen des römischen Friedensgebietes liegen, ich meine die Germanen und alle die schweifenden Völker, die uns an der Donau begegnen. Ein ewiger Winter, ein trüber Himmel liegt auf ihnen, ein unfruchtbare Boden nährt sie nur kümmерlich; gegen den Regen wehren sie sich durch den Unterschlupf unter Stroh und Laub, über vereiste Sumpfstrecken eilen sie im Sprung dahin, zur Nahrung fangen sie das Wild. Hältst du sie für beklagenswert? Nichts ist beklagenswert, was Gewohnheit zur Natur gemacht hat. Denn mit der Zeit wandelt sich das zum Vergnügen, wozu man sich anfangs nur aus Not verstanden hat. Sie haben keine Heimstätten, keine Wohnsitze, außer denen, welche eintretende Ermüdung sie Tag für Tag errichten lässt. Elende und nur mit Anstrengung zu erwerbende Nahrung, ein grausam hartes Klima, keine Kleidung für den Leib! Was dir als Unglück erscheint, das ist das Lebenslos so vieler Völker! Und da wunderst du dich noch, dass tugendhafte Menschen vom Schicksal gerüttelt werden, um zu innerer Festigung zu gelangen? Kein Baum ist fest und stark, der nicht häufigen Windstößen ausgesetzt ist; gerade diese Erschütterung gibt ihm inneren Halt und lässt seine Wurzeln sich sicherer in das Erdreich eisenken. Nur ein kurzes und fragliches Dasein ist den Bäumen beschieden, die im sonnigen Tale aufgewachsen sind. Um sich also gegen Schrecken zu sichern, liegt es im eigensten Interesse tugendhafter Menschen, sich vielfach in gefahrvollen Lagen zu bewegen und mit Gleichmut zu ertragen, was nur dem ein Übel ist, der mit dem Ertragen auf übellem Fuße steht.

5. Bedenke ferner: Es liegt im Interesse der Gesamtheit, dass gerade die Besten sich sozusagen dem Kriegsdienste weihen und Proben ihrer Kraft ablegen. Gott hat sich, ebenso wie der Philosoph, die Aufgabe gestellt, darzutun, dass, was die große Masse begeht und was sie mit Scheu von sich weist, weder gut ist noch schlecht. Gut wird etwas sein, wenn er es nur guten Menschen (als Aufgabe) zuweist, schlecht, wenn er nur schlechte Menschen damit behellt. Ein Gegenstand des Abscheus müsste die Blindheit sein, wenn niemand sein Augenlicht verlöre, außer wer es verdiente, dass man es ihm raubte: Daher mag ein Appius und ein Metellus um sein Augenlicht gebracht werden. Reichtum ist kein Gut (im strengen Sinne): Darum mag ihn auch ein Hurenwirt wie Elius haben, damit die Leute das Geld, das im Tempel seine Weihe empfing, auch im Hurenhaus sehen. Auf keine Weise kann Gott Dinge, die man mit aller Begier ersehnt, mehr in Verruf bringen, als wenn er sie den Verruchtesten zuteilwerden lässt, von den Besten dagegen fernhält. »Aber«, sagt man, »es ist doch wider alle Billigkeit, wenn ein braver Mann verstümmelt oder gekreuzigt oder gefesselt wird, während Schurken mit heiler Haut frei und frech umherspazieren.« Was weiter? Ist's nicht auch unbillig, dass tapfere Männer zu den Waffen greifen, im Lager übernachten und sich als Schutzwehr vor dem Wall aufstellen mit verbundenen Wunden, während gleichzeitig in der Stadt Buben, die sich gewerbsmäßig zu jeder Wollust und Unzucht hergeben, in voller Sicherheit weilen? Und mehr noch. Ist es nicht unbillig, dass die edelsten Jungfrauen des Nachts geweckt werden zum schuldigen Dienste im Tempel, während lockere Dirnen sich des tiefsten Schlafes erfreuen? Der Ruf zur Arbeit hält die Besten in Atem: Der Senat hat oft den ganzen Tag zu tun mit Erledigung geschäftlicher Fragen, während gleichzeitig die verworfensten Gesellen entweder auf dem Marsfelde sich taumelnd herumtreiben oder in einer Garküche stecken oder sich in wer weiß welcher Gesellschaft die Zeit vertreiben.

Die nämliche Erfahrung machen wir in der Menschengemeinschaft überhaupt: Die tugendhaften Männer mühen sich ab, bringen Opfer und werden geopfert, und zwar ohne Widerstreben; sie werden vom Schicksal nicht gezogen, sie folgen ihm und halten gleichen Schritt mit ihm; hätten sie's gewusst, so wären sie ihm zuvorgekommen. Auch folgenden herzhaften Ausspruch erinnere ich mich von unserem wackeren Demetrius gehört zu haben: »Diese einzige Klage«, sagte er, »kann ich gegen euch, ihr unsterblichen Götter, vorbringen, dass ihr mir euren Willen nicht vorher kundgegeben habt. Dann hätte ich mich früher dazu eingefunden, während ich jetzt erst auf euren Ruf zur Stelle bin. Wollt ihr mir meine Kinder nehmen? Für euch sind sie geboren. Wollt ihr einen Teil meines Körpers? Nehmt ihn; es ist nichts Großes, was ich damit verspreche; die Zeit ist nicht fern, wo ich ihn ganz verlasse. Wollt ihr mein Leben? Warum sollte ich zögern, euch das wieder anheimzustellen, was ihr mir gegeben habt? Was ihr auch bittet, ich gebe es gern. Aber lieber wäre es mir gewesen, ich hätte es meinerseits euch angeboten als es bloß wieder abgeliefert. Was bedurfte es denn eines Entreibens? Ihr könntet es ja euch entgegenbringen lassen. Aber auch so werdet ihr es nicht entreiben; denn entrissen wird einem etwas nur, wenn man es nicht freiwillig geben will.«

Ich lasse mich zu nichts zwingen, ich dulde nichts wider meinen Willen, ich diene nicht Gott, sondern stehe mit ihm in Einverständnis, und dies umso mehr, als ich weiß, dass alles nach einem festen und für alle Ewigkeit gegebenen Gesetze seinen Ablauf nimmt. Das Schicksal leitet uns, und gleich die erste Stunde bei unserer Geburt hat darüber entschieden, wie viel Zeit weiterhin einem jeden noch bleibt. Eine Ursache hängt von der anderen ab, persönliche und öffentliche Angelegenheiten sind in langer Reihe miteinander verkettet: Daher gilt es, mutig alles auf sich zu nehmen, weil das Eintreten der Ereignisse nicht, wie wir wähnen, zufällig erfolgt, sondern bestimmungsgemäß. Längst schon im Voraus

sind deine Freuden, deine Tränen bestimmt, und so mannigfaltig sich auch das Leben der Einzelnen zu gestalten scheint, so kommt es doch am Ende auf das Eine hinaus: Wir empfangen Vergängliches und sind selbst nur vergängliche Wesen. Wozu also unsere Entrüstung? Wozu unser Murren? Dazu sind wir geboren. Mag die Natur mit unseren Körpern, die ihr gehören, machen, was sie will; wir wollen jederzeit frohen und tapferen Sinnes denken: Was wir verlieren, gehört nicht uns. Was ist eines wackeren Mannes Pflicht? Sich dem Schicksal zu ergeben. Es ist ein großer Trost, unsere Vergänglichkeit mit dem Weltganzen zu teilen. Was es auch sein mag, das uns gerade dieses Leben, gerade diesen Tod auferlegt hat, dieselbe Notwendigkeit hält auch die Götter gebunden. Unabänderlich ist die Bahn, der göttliche wie menschliche Angelegenheiten folgen. Jener Gründer und Leiter des Alls hat zwar die Geschicke bestimmt, aber er zeigt sich selbst folgsam und gehorsam; nur *einmal* hat er befohlen.

»Warum aber war Gott so unbillig in der Verteilung des Schicksals, dass er tugendhaften Menschen Armut, Wunden und ein leidvolles Ende zumutete?« Der Künstler kann den Stoff nicht ändern, dieser hat nun einmal seine ihm gegebene Beschaffenheit. Manches kann von manchem nicht losgelöst werden, es hängt zusammen, bildet ein unteilbares Ganzes. Schlaffe Geister, die zum Schlafe geneigt sind oder zu einem Wachen, das sich vom Schlafe kaum unterscheidet, sind aus trägen Elementen geformt; dass ein *Mann* erstehe, der im vollsten Sinne des Wortes diesen Namen verdient, dazu bedarf es eines gewaltsameren Geschickes. Es öffnet sich ihm keine ebene Bahn; bergauf, bergab führt sein Weg, er muss sich hin- und herwerfen lassen und muss sein Schiff im Sturme lenken. Er muss seinen Kurs halten gegen das Schicksal. Viel Trübsal, viel Leid wird über ihn hereinbrechen; aber er hat die Kraft zu lindern und auszugleichen. Feuer erprobt das Gold, Ungemach tapfere Männer. Schau hin auf das hohe Ziel, das der Jugend gesteckt ist, und du wirst dir sagen, dass es kein bequemer und sicherer Weg ist, den sie zu wandeln hat.

Steil im Beginn ist der Weg, dass kaum die Rosse, vom Frührot frisch gestärkt, ihn erklimmen, am steilsten mitten am Himmel. Siehe, da graut es mir selbst manchmal, das Meer und die Länder anzuschauen, und es schlägt mir das Herz in zagendem Schauder. Rasch ab neigt sich das Ende, besonneiner Leitung bedarf es. Oft dann fürchtet für mich, die in wogender Tiefe mich aufnimmt, Tethys selber, ich möchte hinab jäh stürzen zum Abgrund.

Als der hochherzige Jüngling dieses gehört, erwiderte er: »Er gefällt mir, dieser Weg; ich erklimme ihn. Es lohnt sich, ihn zu wandeln, auch wenn man zu Sturz kommen muss.« Ohn' Unterlass sucht nun der Vater den hochgemuten Sohn durch Schreckbilder einzuschüchtern:

Dass du behaltest den Weg, nicht abgezogen zur Irrfahrt,
Schreiten musst du hindurch den Hörnern
des Stieres vorüber,
Durch des Schützen Geschoss und den Blick
des grimmigen Löwen.

Darauf jener: »Spann ihn an, den zugesagten Wagen. Was mich deiner Meinung nach einschüchtern soll, das reizt mich nur. Dort will ich stehen, wo die Sonne selbst wankt.«

Der Niedrige und Träge wählt den sicheren Weg: Auf den Höhen wandelt die Tugend.

6. »Warum aber lässt die Gottheit es zu, dass den tugendhaften Menschen Schlimmes widerfährt?« Sie lässt es ja gar nicht zu. Alles wirklich Schlimme hält sie von ihnen ja fern, Verbrechen, Laster, ruchlose Gedanken, habgierige Anschläge, blinde Lustbegier und nach fremdem Gute trachtende Habsucht; ihnen selbst gewährt sie Schutz und Schirm: Verlangt etwa jemand von Gott auch noch

dies, dass er sich zum Behüter ihres Reisegepäcks mache? Sie selbst denken nicht daran, der Gottheit diese Sorge aufzubürden: Sie sind Verächter alles äußeren Gutes. Demokrit warf seinen Reichtum von sich, denn er sah in ihm nur ein Hemmnis für seinen edelen Geist. Was wunderst du dich also, wenn die Gottheit einem tugendhaften Manne widerfahren lässt, was dem Tugendhaften bisweilen selbst nur als Erfüllung seines eigenen Wunsches erscheint? Tugendhafte Männer verlieren Kinder. Warum nicht? Kommen doch Fälle vor, wo sie selbst ihre Kinder töten. Sie werden in die Verbannung getrieben. Warum nicht? Kommt es doch vor, dass sie selbst ihr Vaterland verlassen, um es nie wiederzusehen. Sie werden getötet. Warum nicht? Kommt es doch vor, dass sie selbst Hand an sich legen. Warum haben sie manches Harte zu erdulden? Damit sie andere dulden lehren; sie sind zum Vorbild geboren. Denke dir also, die Gottheit sage: »Was habt ihr für einen Grund, über mich zu klagen, ihr, die ihr Wohlgefallen habt am Rechten? Andere habe ich mit falschen Gütern ausgestattet und ihre nichtigen Seelen gleichsam durch einen langen und trügerischen Traum zum Besten gehabt: Mit Gold, mit Silber, mit Elfenbein habe ich sie überschüttet, in ihrem Inneren suchst du vergebens nach etwas Gute. Siehst du diese Leute, die dir glücklich scheinen, nicht in ihrem öffentlichen Auftreten, sondern in der Verborgenheit, so sind sie bedauernswert, schmutzig, hässlich, ähnlich wie ihre Wände nur äußerlich übertüncht. Das ist kein echtes und reines Glück: Es ist nichts als eine Kruste, und zwar eine dünne. Solange sie also in der Lage sind, sich aufrecht zu halten und sich das gewünschte Aussehen zu geben, so lange glänzen sie und machen Eindruck: Tritt aber ein störendes Ereignis ein und reißt die Hülle weg, dann zeigt es sich, welchen Abgrund wahrer Scheußlichkeit der erborgte Glanz in sich barg. Euch habe ich sichere und bleibende Güter gegeben, die, je mehr man sie hin und her wendet und von allen Seiten betrachtet, sich als umso besser und höher erweisen. Ich habe es euch möglich gemacht, das Furchtbare zu verachten, euch mit Ekel

abzuwenden von den niedrigen Begierden; ihr glänzt nicht von außen, euere Güter haben ihre Richtung nach dem Inneren. So achtet die Schöpfung nicht dessen, was etwa außerhalb ihrer ist, ganz versunken in die Freude an dem Schauspiel, das sie selbst sich gewährt. Ins Innere habe ich alles Gute gelegt; des Glückes nicht zu bedürfen, das ist euer Glück.

›Aber es kommt doch viel Trauriges, Furchtbare, schwer zu Ertragendes.‹ Dies konnte ich euch nicht ersparen, aber dafür habe ich eure Seelen gegen alles gewappnet. Traget es standhaft. Hier habt ihr vor der Gottheit etwas voraus: Für *sie* gibt es überhaupt kein Dulden von Unglück, ihr seid darüber erhaben. Verachtet die Armut: Es lebt niemand so arm, als da er geboren ward. Verachtet den Schmerz: Er wird entweder selbst aufgelöst werden oder *euch* auflösen. Verachtet den Tod: Er macht entweder ein Ende mit euch oder verpflanzt euch anderswohin. Verachtet das Schicksal: Ich habe ihm keine Waffe gegeben, mit der es euern Geist treffen könnte. Und was noch mehr besagen will als alles dies: Ich habe Sorge getragen, dass nichts euch (vom Tode) zurückhalte wider eueren Willen. Der Ausweg steht euch offen; wollt ihr nicht kämpfen, so steht es euch frei, zu fliehen. Daher habe ich von allem, was ich für euch als notwendig erachtete, nichts leichter gemacht als zu sterben. Ich habe der Seele eine dem Wunsche entgegenkommende Stellung angewiesen: Sie lässt sich ziehen; gebet nur Acht und ihr werdet sehen, wie kurz und wie leicht gangbar der Weg ist, der zur Freiheit führt. Ich habe euch den Ausgang kürzer gemacht als den Eingang; sonst würde das Schicksal eine große Gewalt gegen euch in der Hand behalten haben, wenn es mit dem Sterben des Menschen so langsam ginge wie mit der Geburt. Jede Zeit, jeder Ort kann euch zeigen, wie leicht es sei, der Natur den Dienst zu kündigen und, was sie uns geschenkt, ihr wieder anheimzustellen. Ja, auch an den Altären und bei Vollzug der feierlichen Opfergebräuche, inmitten der Gebete und Wünsche, die dem Leben gelten, lernt zugleich den Tod. Die wohlgenährten Körper der Stiere wer-

den durch einen kurzen Stich zu Fall gebracht, und Tiere von gewaltiger Kraft streckt ein Schlag der menschlichen Hand nieder; ein schmales Messer durchschneidet die Sehnen des Nackens, und, ist jenes Mittelglied, welches Kopf und Hals verbindet, durchschnitten worden, dann stürzt die ganze Körpermasse zu Boden.

Der belebende Hauch hat seine Stätte nicht in der Tiefe, und es bedarf nicht schlechtweg des Schwertes, um ihn herauszuholen. Man hat nicht nötig, durch eine tiefe Wunde die inneren Organe zu erkunden: In nächster Nähe ist der Tod. Keinen bestimmten Punkt habe ich zu diesem Stoße ausgesucht: Wähle ganz nach deinem Wunsch, du findest das Ziel. Das, was man »Sterben« nennt, diese Trennung der Seele vom Körper, vollzieht sich mit einer Schnelligkeit, die überhaupt nicht wahrnehmbar ist. Mag nun eine Schlinge den Schlund zuschnüren oder Wasser den Atem absperren, oder mag einer durch Sturz mit dem Kopf auf harten Boden zerschmettert worden sein, oder mag der Andrang der lodernden Flammen einem den Atemzug abgeschnitten haben, was es auch sei, es folgt ein schleuniges Ende. Schämt ihr euch nicht? Was sich so schnell vollzieht, fürchtet ihr wer weiß wie lange.«

Drei Bücher vom Zorn

Erstes Buch

I. Du hast mich aufgefordert, mein Novatus, zur Abfassung einer Schrift über die Mittel, durch die man den Zorn beschwichtigen könne, und du hast, wie mir scheint, auch allen Grund dazu, gerade diese Leidenschaft zu fürchten, die unter allen die widerwärtigste und rasendste ist. Die anderen nämlich haben doch immerhin noch etwas Ruhiges und Gelassenes; diese aber ist ganz nur Aufregung und Schmerzenssturm, rasend in unmenschlicher Begier nach Waffen, Blut und Todesstrafe, nur erpicht darauf, dem anderen zu schaden, und dabei die Achtung vor sich selbst vergessend, sich mitten hineinstürzend in den Pfeilregen und schnaubend nach Rache, die den Rächer selbst mit ins Verderben zu ziehen droht. Es hat daher Philosophen gegeben, die den Zorn einen zeitweiligen Wahnsinn nannten; denn ähnlich wie dieser ist er nicht Herr über sich selbst, setzt sich über allen Anstand hinweg, vergisst alle Verwandtschaftsbande, hält starr und steif an seinem Vorsatz fest, verschließt sich jeder vernünftigen und heilsamen Überlegung, lässt sich durch nötige Ursachen zur Flamme entfachen, hat kein Auge für Billigkeit und Wahrheit: So gleicht er dem einstürzenden Gebäude, welches über dem Untergrund, auf den es stürzt, in Trümmer zerschellt. Um aber zur Gewissheit zu gelangen, dass die vom Zorn Besessenen nicht recht bei Verstande sind, wirf nur ei-

nen prüfenden Blick auf ihr äußeres Gebaren. Denn wie für Tob-sucht sichere Kennzeichen sind der freche und drohende Blick, die düstere Stirn, der hastige Gang, die zuckenden Hände, die auffal-lende Gesichtsfarbe, das häufige und krampfhafe Atemholen, so finden sich die nämlichen Kennzeichen auch an den Zornigen: Die Augen flammen und blitzen, das ganze Antlitz ist hochgerötet durch den Andrang des aus dem tiefsten Herzen emporquellenden Blutes, die Lippen zittern, die Zähne pressen sich zusammen, die Haare richten sich starrend empor, der Atem ist schwer und ge-räuschvoll, man hört förmlich, wie sich die Glieder in den Gelen-ken drehen, dazu ihr Stöhnen und Brüllen und ihre stoßweise her-vorgesleuderten, unverständlichen Worte, das häufige Zusam-menschlagen ihrer Hände, das Stampfen der Füße auf den Boden, das Beben des ganzen Körpers und seine furchtbar drohende Hal-tung, das ganze schauerliche und entsetzliche Aussehen solcher sich selbst entstellenden und zur Unkenntlichkeit anschwellenden Menschen – man fragt sich: Ist ein solcher Zustand mehr verab-scheuungswürdig oder hässlich? Andere Leidenschaften lassen sich verdecken und im Verborgenen nähren: Der Zorn tritt offen her-vor und gibt sich dem Blicke preis, und je heftiger er ist, umso sichtbarer braust er auf. Beobachte nur die Tiere: Sobald sie sich in schädlicher Absicht erheben, kann man gewisse Vorzeichen wahr-nehmen: Ihr ganzer Körper legt seine gewöhnliche, ruhige Hal-tung ab und lässt erkennen, dass es ihnen auf Anspannung ihrer wilden Triebe ankommt: Dem Eber steht der Schaum vor dem Ra-chen und die Zähne werden durch Reiben geschärft, der Stier bohrt mit den Hörnern in die Luft und wühlt mit den Beinen den Sand auf, der Löwe knurrt, die Schlange bläht den gereizten Hals auf, und angstvoll ist der Anblick wütender Hunde: Kein Tier ist so furchtbar und von Natur so verderblich, dass sich nicht, sobald der Zorn sich seiner bemächtigt, ein weiterer Zuwachs von Wildheit zu erkennen gäbe. Ich weiß recht wohl: Auch die übrigen Leiden-schaften lassen sich kaum verbergen, die Wollust, die Furcht und

die Kühnheit haben ihre Merkmale und lassen sich voraus erkennen; denn jede auch nur einigermaßen heftig auftretende innere Erregung spiegelt sich unfehlbar irgendwie auf dem Gesicht ab. Worin besteht also der Unterschied? Die anderen Leidenschaften lassen sich erkennen, der Zorn aber drängt sich den Augen auf.

2. Willst du sodann den Blick auf die Wirkungen und verheerenden Folgen des Zornes richten, so kannst du kein Unheil finden, das dem menschlichen Geschlecht mehr Opfer abgefordert hätte. Da zeigen sich dem Blick Szenen von Mord und Vergiftung, von gegenseitigen schmutzigen Beschuldigungen; da schaust du die Niederlagen von Städten, den Untergang ganzer Völker, die öffentliche Versteigerung der Köpfe von Fürsten, die Brandfackeln, die in die Häuser geschleudert werden, und das Feuermeer, das sich über die Mauern der Städte hinaus ergießt und ganze ungeheure Länderstrecken grauenvoll erleuchtet. Blicke hin auf die berühmtesten Staaten, deren Anfänge sich in das Dunkel der Vergangenheit verlieren: Der Zorn hat sie zertrümmert. Blicke hin auf die meilenweit sich hinziehenden Einöden: Der Zorn hat sie entvölkert. Blicke hin auf die geschichtlich bekannten Feldherren als auf Beispiele unheilvollen Geschickes: Den einen hat der Zorn auf seinem Ruhelager mit dem Schwert durchbohrt, den anderen hat er am geheiligten gastlichen Tische gemordet, den einen hat er inmitten seiner der Gesetzgebung dienenden Tätigkeit und unter den Augen des zahlreich versammelten Volkes zerfleischt, den anderen unter der Hand seines vatermörderischen Sohnes umkommen lassen, dem einen die königliche Kehle mit dem Dolch durch Sklavenhand durchbohren lassen, den anderen seine Glieder an das Kreuzesholz ausspannen lassen. Doch ich will dich nicht aufhalten mit der Herzählung der Todesstrafen Einzelner: Du kannst, wenn du von diesen auf einzelne bezüglichen Fällen absiehst, ganze Volksversammlungen durch das Schwert hingemordet sehen, du kannst einen ganzen Menschenhaufen von Soldatenhänden niederge-

macht, ganze Völker zu unterschiedslosem Verderben verurteilt se-
hen ... als ob sie sich unserer Fürsorge entzögen oder unsere
Macht nicht anerkennen wollten. Wie? Warum zürnt denn das Volk
den Gladiatoren, und zwar so unbilligerweise, dass es sich beleidigt
glaubt, wenn jene nicht freudig sich dem Tode preisgeben? Es sieht
darin eine Rücksichtslosigkeit gegen sich und bleibt nicht Zu-
schauer, sondern wandelt sich durch Miene, Haltung und leiden-
schaftliche Erregung zum Gegner um. Was es damit auch auf sich
haben mag, Zorn ist das nicht, sondern nur ein scheinbarer Zorn,
wie bei Knaben, die, wenn sie hingefallen sind, den Boden dafür
mit Schlägen gezüchtigt sehen möchten; dabei wissen sie über-
haupt gar nicht, warum sie zürnen, sondern zürnen eben ohne Ur-
sache und ohne Beleidigung, indes doch nicht ganz ohne einen
Schein von Beleidigung, und nicht ohne wirkliche Rachbegier.
Man macht ihnen also etwas weis, indem man durch Vorspiegelung
von Prügeln den angeblichen Missetäter unter Tränen Abbitte leis-
ten lässt; dabei beruhigen sich die Knaben, und der Scheinschmerz
wird durch die Scheinrache abgetan.

3. »Wir zürnen«, wirft man uns ein, »oft nicht denen, welche uns
wehe getan haben, sondern denen, welche uns wehe tun wollen; wo-
raus doch folgt, dass der Zorn nicht seinen Ursprung in uns wider-
fahrenem Unrecht habe.« Allerdings, wir zürnen denen, die uns be-
leidigen wollen, aber sie beleidigen uns schon durch die bloße Ab-
sicht: Wer den Willen hat, uns zu beleidigen, der beleidigt uns schon.

Man wirft uns ferner ein: »Der Zorn ist keine Begierde nach
Strafe, denn häufig zürnen die Schwächsten den Mächtigsten, oh-
ne dabei doch auf Bestrafung auszugehen, auf die sie überhaupt
keine Hoffnung haben.«

Zunächst haben wir den Zorn bezeichnet als *Begierde* nach zu
vollziehender Rache, nicht aber als *Vermögen* dazu; die Wünsche
der Menschen sind aber auch auf Dinge gerichtet, die sie nicht er-
reichen können. Ferner ist kein Mensch so unbedeutend, dass er

die Bestrafung auch des Höchstgestellten nicht hoffen könnte. Schaden zu tun steht in unserer Macht. Des Aristoteles Begriffserklärung weicht von der unseren nur wenig ab. Er sagt nämlich, der Zorn sei die Begierde nach Erwiderung der Beleidigung. Den Unterschied zwischen dieser und unserer Definition zu erläutern würde zu weit führen. Gegen beide Definitionen wendet man ein, dass ja auch die Tiere dem Zorn zugänglich seien, ohne durch Unrecht gereizt zu sein und ohne die Absicht, andere mit Strafe oder Leid heimzusuchen. Denn gesetzt auch, sie täten dies, so ist es doch nicht ihre Absicht. Vielmehr liegt die Sache so: Wilde Tiere sind des Zornes nicht fähig, und dies gilt von allen lebenden Wesen außer dem Menschen. Denn der Zorn steht zwar in feindlichem Verhältnis zur Vernunft, entsteht aber nur da, wo Vernunft ihre Stätte hat. Triebe finden sich bei den Tieren, Wut, Wildheit, Losstürmen, Zorn dagegen ebenso wenig als Schwelgerei, mögen sie auch gewissen Lüsten zügeloser hingegeben sein als der Mensch. Man braucht dem Dichter nicht zu glauben, welcher sagte:

Da vergisst der Eber zu zürnen, nimmer dem Schnelllauf
Trauet die Hindin, der Bär rennt nicht aufs kräftige Zugvieh.

Zürnen heißt hier so viel wie angereizt, angestachelt werden. Zürnen können sie ebenso wenig wie verzeihen. Die sprachlosen Tiere haben keine menschlichen Leidenschaften, wohl aber haben sie gewisse diesen ähnliche Triebe. Anders kann es nicht sein. Hätten sie Liebe, dann auch Hass, hätten sie Freundschaft, dann auch Zwist, wenn Zwietracht, dann auch Eintracht. Davon finden sich auch bei ihnen gewisse Spuren, aber Gutes und Böses im eigentlichen Sinn gehört nur der Menschenbrust an. Nur der Mensch darf sich des Besitzes der Klugheit, der Voraussicht, der Gewissenhaftigkeit und Überlegung rühmen; die Tiere teilen weder die menschlichen Vorzüge noch die menschlichen Fehler. Ihre ganze äußere und innere Gestaltung ist der menschlichen unähnlich. Jener kö-

nigliche und leitende Seelenteil ist anders gebildet. Wie sie zwar eine Stimme haben, die aber undeutlich und verworren und der Wortbildung nicht fähig ist, wie sie eine Sprache haben, die aber gebunden und keiner freigestaltenden Mannigfaltigkeit fähig ist, so erwangelt auch der leitende Seelenteil bei ihnen der Schärfe und Genauigkeit. Er empfängt also zwar Eindrücke und Vorstellungen der Dinge, durch die er zu Trieben angeregt wird; allein diese Vorstellungen sind trübe und verworren. Daher das Ungestüm, mit der die Triebe hervorbrechen und sich austoben. Es ist aber nicht Furcht, Bekümmernis, Traurigkeit und Zorn, sondern nur etwas dem Ähnlichen. Daher das rasche Verschwinden und die Verwandlung ins Gegenteil: Sie mögen noch so sehr in Wut und angstvoller Erregung gewesen sein, gleich kann man sie wieder ruhig beim Futter sehen, und dem tollen Brüllen und Hin- und Herlaufen folgt alsbald Ruhe und tiefer Schlaf.

4. Damit ist das Wesen des Zornes hinreichend dargelegt. Der Unterschied des Zornes von der Zornsucht (*iracundia*) ist klar: Es ist derselbe wie der zwischen einem Betrunkenen und einem Trunkenbold, zwischen einem, der sich fürchtet, und einem Furchtsamen. Die weiteren Artunterschiede des Zornes, für welche die Griechen ihre besonderen Namen haben, werde ich übergehen, weil wir keine bestimmten Bezeichnungen dafür haben, obschon wir von reizbaren und barschen Menschen reden, nicht weniger auch von verdrießlichen, auffahrenden, lärmenden, unhöflichen und groben Menschen, was alles unter die Artunterschiede des Zornes gehört; darunter kann man auch den Mürrischen rechnen, eine Art entnervter Zornsucht. Es gibt nämlich gewisse Arten von Zorn, die es beim bloßen Lärm belassen, andere, die ebenso hartnäckig wie häufig sind, wieder andere, die sich weniger in Worten als in Handgreiflichkeiten betätigen, noch andere, die sich in bitteren Schmäh- und Schimpfreden äußern, während andere es bei Klagen und abschlägigen Bescheiden bewenden lassen; wieder an-

dere sind tief und ernst und nach innen gekehrt; und so gibt es noch tausend andere Arten des vielgestaltigen Übels.

5. So viel über das Wesen des Zornes sowie über die Fragen, ob er irgendeinem anderen Geschöpfe zukomme als dem Menschen, wie er sich von der Zornsucht unterscheide und wie viele Arten des selben es gibt. Nunmehr gilt es, zu untersuchen, ob der Zorn der Natur gemäß sei und nützlich, und ob er in irgendwelcher Hinsicht Befürwortung verdiene.

Ob er naturgemäß sei, wird sich herausstellen, wenn wir den Menschen scharf ins Auge fassen. Gibt es etwas Milderes als ihn, so lange seine Seele in der richtigen Verfassung ist? Was aber wäre grausamer als der Zorn? Was ist liebevoller gegen andere als der Mensch? Was feindseliger als der Zorn? Der Mensch ist zu gegenseitiger Hilfeleistung geschaffen, der Zorn zielt auf Vernichtung; der Mensch wünscht Gemeinschaft, der Zorn Trennung; der Erstere will nützen, der andere schaden; der Erstere will auch den Unbekannten hilfreich sein, der andere auch die ihm Nächststehenden beheligen; der eine ist bereit, sich selbst aufzuopfern zum Besten anderer; der andere scheut keine Gefahr für sich selbst, wenn er nur andere mit hinreißen kann. Wer also verkennt mehr das naturgemäße Verhältnis der Dinge als der, der dem besten und vollkommensten Erzeugnis der Natur dieses wilde und verderbliche Laster beilegt? Der Zorn, wie gesagt, ist erpicht auf Strafe, und doch steht es keineswegs in Einklang mit der Natur des Menschen, dass seinem friedlichen Herzen dieses Verlangen innewohne. Das menschliche Leben gründet sich auf werktätiges Entgegenkommen und Eintracht und wird nicht durch Schrecken, sondern durch gegenseitige Liebe zum Bunde und zu gegenseitiger Hilfeleistung zusammengefasst.

6. »Wie also? Wäre nicht ab und zu eine Züchtigung nötig?« Warum nicht? Aber das ist nicht Sache des Zornes, sondern der Ver-

nunft; geht doch die Züchtigung nicht auf Schaden aus, sondern auf Heilung, mag sie auch dem Scheine nach schaden. Wie wir verkrümmte Pfähle, um sie gerade zu richten, bisweilen mit Feuer und Keilen behandeln, nicht um sie zu zerbrechen, sondern um sie zu strecken, so legen wir die bessernde Hand auch an die der Sünde verfallenen Geister, indem wir dem Körper und der Seele Schmerz bereiten. Wie macht's denn der Arzt? In leichteren Fällen sucht er zunächst, ohne tiefere Eingriffe in die tägliche Gewohnheit, für Speise, Trank und Bewegung eine feste Ordnung einzuführen und der Gesundheit nur durch eine veränderte Lebenshaltung aufzuhelfen. An nächster Stelle soll dann das rechte Maß seine Dienste leisten; wenn Mäßigkeit und Ordnung nicht hilft, so entzieht er dies und jenes und lässt Beschränkungen eintreten; und führt auch das nicht zum Ziel, so untersagt er die Speisen überhaupt und entlastet den Körper durch Fasten; versagen die gelinderen Mittel, so schlägt er eine Ader und legt Hand an die Glieder, wenn sie durch ihren Zusammenhang schädlich wirken und die Krankheit weiter verbreiten: Kurz, kein Heilverfahren scheint hart, wenn der Erfolg heilsam ist. So ziemt es dem Gesetzeskünder und Lenker des Staates, so lange wie möglich durch den Einfluss des Wortes, und zwar des sanfteren Wortes, auf die Geister bessernd zu wirken in der Weise, dass er sie auf ihre Pflichten hinweist und die Herzen erfüllt mit lebhaftem Eifer für Recht und Billigkeit und das Laster verhasst, die Tugend aber preiswürdig macht. Dann erst geht er zu ernsteren Vorhaltungen über, die sich aber noch auf Mahnung und Tadel beschränken; so spät als möglich schreite er zu Strafen, und auch diese seien zunächst noch leicht und widerrufbar; die Todesstrafen, als die äußersten, wende er nur für die allerschwersten Verbrechen an; denn niemand soll dem Tode verfallen außer dem, für den der Tod selbst ein Gewinn ist. Nur in *einer* Beziehung wird er dem Arzte nicht ähnlich sein: Der Arzt macht dem, dem er das Leben nicht schenken kann, das Ende leicht; dieser dagegen lässt die Verurteilten unter Schmach und öffentlicher Beschimpfung aus dem

Leben scheiden, nicht als ob er Freude hätte an irgendjemandes Bestrafung – eine so unmenschliche Rohheit liegt dem Weisen ganz fern –, nein, sie sollen allen zur Warnung dienen, und da sie im Leben unnütze Glieder der menschlichen Gesellschaft waren, so soll ihr Tod wenigstens dem Staate einigen Nutzen schaffen.

Von Natur also verlangt der Mensch nicht nach Strafe; daher ist auch der Zorn nicht der Natur des Menschen gemäß; denn gerade er verlangt ja nach Strafe. Ich kann mich auch auf Platons Urteil berufen – denn was schadet es, fremde Meinungen zu benutzen, soweit sie auch die unsern sind? – »Der Tugendhafte«, sagt er, »tut niemandem ein Leid an.« Die Strafe tut ein Leid an: Also passt sie nicht für den Tugendhaften, ebenso wenig also auch der Zorn, denn Strafe und Zorn gehören zusammen. Wenn der Tugendhafte an der Strafe keine Freude hat, so wird er auch keine Freude haben an der Leidenschaft, welcher die Strafe eine Wonne ist: Folglich ist der Zorn nicht naturgemäß.

7. Mag nun auch der Zorn nicht naturgemäß sein, muss man ihn doch nicht gelten lassen, weil er sich häufig als nützlich erwiesen hat? »Er gibt dem Geist einen gewissen Schwung und Sporn; ohne ihn richtet im Kriege die Tapferkeit nichts Großartiges aus, ohne ihn fehlt das begeisternde Feuer und die lebendige Triebkraft, welche die Beherzten sich den Gefahren entgegenwerfen lässt.« Daher erscheint es manchen als das Beste, den Zorn zu mäßigen, nicht aber zu tilgen, und nach Abzug des Überschüssigen ihn auf ein heilsames Maß zu beschränken, immer aber so viel beizubehalten, als hinreicht, um die Tätigkeit nicht erlahmen und Kraft und Frische der Seele nicht verschwinden zu lassen.

Erstens ist es leichter, Verderbliches auszuschließen als es sich gefügig zu machen, und es nicht zuzulassen, als, wenn dies geschehen, es in Schranken zu halten. Denn hat sich dies Verderbliche einmal als unentbehrlicher Besitz in uns eingenistet, so wird es mächtiger als der, der es zu leiten hat, und lässt sich nicht mehr

beschneiden oder mindern. Sodann aber ist die Vernunft selbst, welche die Zügel zu führen hat, nur so lange mächtig, als sie sich von den Leidenschaften fernhält; hat sie sich mit ihnen vermischt und sich dadurch verunreinigt, dann vermag sie nicht mehr sie im Zaume zu halten, während sie doch imstande gewesen wäre sie von vornherein zu entfernen. Denn ist die Seele einmal in Bewegung gesetzt und aus dem Gleichgewicht gekommen, so wird sie zur Dienerin dessen, der auf sie einwirkt. Bei manchen Dingen liegen die Anfänge noch in unserer Hand; im weiteren Verlaufe aber reißen sie uns mit sich fort und machen den Rückzug unmöglich. Wie der einmal in jähnen Sturz geratene Körper keine Verfügungskraft mehr über sich hat, sodass an keinen Widerstand und kein Aufhalten mehr zu denken ist, wie vielmehr dieser unwiderrufliche Zug nach unten jede Besinnung und Reue abschneidet und man nun unbedingt dahin gelangen muss, wohin man überhaupt nicht seine Schritte hätte zu wenden brauchen, so ist es der Seele, wenn sie einmal sich der Liebe und anderen Leidenschaften preisgegeben hat, nicht mehr verstattet den Ansturm zurückzuweisen; sie wird notwendig fortgerissen und in die Tiefe gestürzt durch ihr eigenes Gewicht und durch die in den Abgrund führende Natur der Laster.

8. Der beste Rat ist es, die erste Regung des Zornes auf der Stelle von sich zu weisen und seine Angriffe gleich im Keime zu ersticken und alles daranzusetzen, nicht in die Gewalt des Zornes zu kommen. Denn hat er einmal angefangen uns vom rechten Wege abzuziehen, so ist es übel bestellt um die Rückkehr zum Seelenheil, weil die Vernunft nichts mehr zu sagen hat, wo die Leidenschaft einmal ihren Einzug gehalten hat, und wo ihr mit unserer Einwilligung ein gewisses Recht eingeräumt worden ist. Er, der Zorn, wird von nun ab nur seinem Willen folgen, nicht deine Erlaubnis abwarten. Unmittelbar an den Grenzen, behaupte ich, muss man den Feind abweisen; denn hat er einmal den Fuß im Lande und ist

er durch die Tore eingedrungen, so lässt er sich von den Gefangenen keine Mäßigung auferlegen. Denn die Seele hat keinen abgesonderten Platz und beobachtet die Leidenschaften nicht von außen her, um ihnen ein ungehöriges Fortschreiten zu verwehren, sondern sie wandelt sich selbst in Leidenschaft um und ist deshalb außerstande jene ihre nützliche und heilsame, aber nun schon preisgegebene und geschwächte Kraft wieder zu voller Geltung zu bringen. Denn, wie gesagt, diese beiden – Seele und Leidenschaften – haben nicht getrennte und voneinander abgesonderte Sitze, sondern sie sind nur Umgestaltungen der Seele nach der besseren oder schlechteren Seite hin. Wie soll nun die an mannigfachen Fehlern leidende Seele sich wieder erheben, wenn sie einmal dem Zorne nachgegeben hat? Oder wie soll sie sich freimachen von der Mischung, in der die schlechteren Elemente vorherrschen?

»Aber manche«, sagt man, »halten doch im Zorn die Grenzen ein.« Was soll das heißen? Sollen sie überhaupt nichts tun von dem, was der Zorn ihnen gebietet, oder doch etwas? Tun sie nichts, so ist klar, dass der Zorn, den ihr als eine der Vernunft gleichsam überlegene Kraft zu Hilfe rufet, zur Durchführung großer Pläne nicht nötig ist. Schließlich frage ich: Ist er stärker oder schwächer als die Vernunft? Wenn stärker, wie kann ihm dann die Vernunft Zügel anlegen, da doch nur das Schwächere zu gehorchen pflegt? Ist er aber schwächer, so reicht die Vernunft für sich ohne ihn zur Vollbringung der Taten aus und bedarf nicht der Hilfe des Schwächeren. »Aber manche Zornige bleiben sich gleich und wissen sich in Schranken zu halten.« Aber wann denn? Wenn der Zorn schon im Schwinden ist und von selbst entweicht, nicht, wenn er noch in voller Hitze ist; denn dann ist er mächtiger. »Je nun. Lässt man nicht zuweilen auch im Zorn die Gehassten unversehrt und hütet sich, ihnen Schaden anzutun?« Das kommt vor. Aber wann? Wenn eine Leidenschaft als Gegnerin der anderen auftritt, oder wenn Furcht oder Begierde entscheidenden Einfluss gewinnen. Dann ist es nicht das Verdienst der Vernunft, durch welches der Zorn zum Schwei-

gen gebracht ist, sondern die Leidenschaften sind es, die einen unsicheren und übelen Frieden zustande gebracht haben.

9. So ergibt sich denn, dass der Zorn nichts in sich hat, was Nutzen schafft; auch für kriegerische Taten taugt er nichts zur Erhöhung des Mutes. Denn niemals darf die Tapferkeit sich das Laster zum Bundesgenossen erwählen: Sie ist sich selbst genug. Gilt es, ihre Kraft zur Wehr einzusetzen, so zürnt sie nicht, sondern rafft sich selbst auf und lässt je nach Ermessen Anspannung und Nachlassen wechseln, ein Vorgang ganz ähnlich dem, welcher sich beim Abschleudern von Geschossen aus Wurfmaschinen abspielt: Es liegt in der Hand des Absenders, die Schleuderkraft zu regeln.

»Der Zorn«, sagt Aristoteles, »ist unentbehrlich: Es kann kein Kampfeserfolg ohne ihn erzielt werden; er muss die Seele erfüllen und den Geist anfeuern; doch darf er nicht die Rolle des Feldherrn spielen, sondern die des Soldaten.« Das ist nicht richtig. Denn wenn er auf die Vernunft hört und ihrer Führung folgt, so ist er eben nicht mehr Zorn, dessen wesentliches Merkmal der Trotz ist. Widersetzt er sich aber und hält er auf gegebenen Befehl nicht Ruhe, sondern stürmt er in seiner Leidenschaft und Wildheit weiter, so ist er für die Seele ein ebenso unbrauchbarer Diener wie ein Soldat, der nicht auf das Rückzugssignal achtet. Lässt er sich also zügeln, dann gebührt ihm ein anderer Name; er hört auf, Zorn zu sein, denn unter diesem versteh ich nur etwas Zügelloses und Unbändiges; lässt er sich aber nicht zügeln, so ist er verderblich und darf nicht als Hilfsmacht gelten. So ist er also entweder nicht Zorn oder überhaupt nutzlos. Denn wenn einer Strafe verhängt, nur weil es nötig ist und nicht aus Strafbegier, so darf man ihn nicht unter die Zornigen rechnen. Ein brauchbarer Soldat ist der, welcher vernünftiger Anordnung Folge leistet. Die Leidenschaften sind ebenso schlechte Diener wie Führer.

10. Darum wird die Vernunft niemals blinde und stürmische Triebe zu Hilfe nehmen, gegen die sie selbst ihr Ansehen nicht wahren

und die sie niemals in Schranken halten kann, sie müsste ihnen denn gleiche und ähnliche Triebe entgegensetzen [wie z. B. dem Zorn die Furcht, der Schlaffheit den Zorn, der Angst die Begierde]. Bleibe der Tugend dies Unglück erspart, dass die Vernunft jemals ihre Zuflucht zu Lastern nehme! Eine solche Seele kann niemals zu sicherer Ruhe gelangen. In einem wahren Meer von Unruhe muss derjenige leben, der seine Sicherheit nur in seinen Fehlern und Gebrechen sucht, der nicht tapfer sein kann, ohne zu zürnen, nicht tätig, ohne den Begierden zu dienen, nicht ruhig, ohne zu fürchten. Wer sich zum Sklaven einer Leidenschaft macht, der ist sein Lebtag ein Tyrannenknecht. Schämt man sich nicht, die Tugenden zu Schützlingen der Fehler zu machen? Dann hat die Vernunft nichts mehr zu sagen, wenn sie nichts mehr vermag ohne Leidenschaft; das ist der Anfang zu völliger Gleichheit und Ähnlichkeit mit ihr. Denn was macht es für einen Unterschied, wenn einerseits die Leidenschaft eine unbedachte, der Vernunft bare Sache ist, anderseits die Vernunft ohne Leidenschaft nichts ausrichten kann? Beides kommt auf eins hinaus, wenn eines ohne das andere nicht bestehen kann. Wer aber möchte so vermessen sein, die Leidenschaft der Vernunft gleichzustellen? »Die Leidenschaft«, entgegnet man, »ist dann nützlich, wenn sie maßvoll ist.« Nein, nur, wenn sie ihrer Natur nach nützlich ist. Wenn sie aber eine Gegnerin von Herrschaft und Vernunft überhaupt ist, so wird sie durch ihre Mäßigung nur das erreichen, dass sie, je geringer sie ist, umso weniger *schadet*: Eine maßvolle Leidenschaft ist also nichts anderes als ein maßvolles Übel.

II. »Aber dem Feinde gegenüber«, sagt man, »ist der Zorn doch notwendig.« Nirgends weniger; müssen doch gerade hier die stürmischen Triebe sich mäßigen und gehorchen. Denn wie steht es denn mit den Barbaren, die körperlich so viel kräftiger und Anstrengungen gewachsener sind? Was beeinträchtigt ihre Macht und Kraft? Nichts anderes als der Zorn, der sein eigener, größter Wi-

dersacher ist. Auch die Gladiatoren schützt ihre Kunst, während der Zorn sie entwaffnet. Und schließlich, was bedarf es überhaupt des Zornes, wenn Vernunft das Nämliche ausrichtet? Meinst du etwa, der Jäger habe einen Zorn auf das Wild? Und doch fängt er's auf, wenn es anrennt, und verfolgt es, wenn es flieht, und all das vollzieht die Vernunft ohne Zorn. Was war es, was die Tausende und Abertausende der Cimbern und Teutonen, deren Flut sich über die Alpen ergossen hatte, dermaßen zunichtemachte, dass kein Bote die Nachricht davon zu den Ihrigen brachte, sondern nur das Gerücht? Was war es anders als der Umstand, dass der Zorn an die Stelle der Tapferkeit trat? Mag der Zorn auch mitunter Hindernisse wegräumen und beseitigen, häufiger bereitet er sich selbst das Verderben. Germanen – was überträge sie an Mut? Was wäre heftiger im Ansturm? Was begieriger nach Waffen, diesen ihren beständigen Begleitern von Geburt und Kindheit an, denen ihre ganze Sorge gewidmet ist unter Zurückstellung alles anderen? Wo gäbe es Proben größerer Abhärtung als bei ihnen, die großenteils der nötigen Körperbedeckung ermangeln sowie des Schutzes gegen die beständige Raueit des Klimas? Gleichwohl werden sie, noch ehe sie eine römische Legion zu sehen bekommen haben, geschlagen von Spaniern, Galliern und den entnervten Kriegern Asiens und Syriens. Und was war es anderes als die Zornesleidenschaft, die sie zu so leicht überwindbaren Gegnern machte? Frisch denn ans Werk! Gib diesen Körpern, gib diesen Seelen, die von Wollust, Üppigkeit, Reichtum nichts wissen, gib ihnen vernünftige Einsicht, gib ihnen regelnde Zucht – ich will nichts weiter sagen: Es bleibt uns dann wohl nichts übrig, als die alte römische Sittenzucht wieder zu Ehren zu bringen. Wodurch anders hat Fabius den geschwächten Kräften des Reiches wieder aufgeholfen als dadurch, dass er zu zaudern, zu zögern und zu warten wusste, alles Dinge, von denen die Zürnenden nichts wissen? Vorbei war es mit dem Reich, das damals völlig auf der Kippe stand, wenn Fabius sich zu dem hergegeben hätte, was der Zorn anriet. Maßgebend für seinen Entschluss

war die Rücksicht auf das Wohl des Ganzen, und in richtiger Schätzung seiner Kräfte, die er alle beisammen halten musste, wenn das Ganze nicht zugrunde gehen sollte, ließ er jeden Gedanken an Schmerz und Rache fahren, einzig und allein bedacht auf das Nützliche und auf die Gunst der Gelegenheit. Erst ward er seines Zornes Meister, dann Sieger über Hannibal. Und Scipio? Hat er nicht den Hannibal und das punische Heer und alles, dem sein Zorn gelten musste, sich selbst überlassen und den Krieg nach Afrika hinübergespielt, so zögernd, dass er sich in den Augen der Übelwollenden der Genusssucht und Lässigkeit verdächtig mache? Und der andere Scipio? Hat er nicht immer wieder und lange vor Numantia gelegen und den für ihn wie für den Staat so schmerzlichen Umstand, dass der Sieg über Numantia mehr Zeit in Anspruch nahm, als der über Karthago, mit Gleichmut über sich ergehen lassen? Indem er die Feinde mit Wall und Graben umschloss, brachte er sie dahin, dass sie durch ihre eigenen Schwerter fielen.

Also der Zorn bringt keinen Nutzen, selbst in Schlachten und Kriegen nicht; denn er neigt zur Überstürzung und hütet sich nicht vor Gefahren, während er andere damit bedroht. Die zuverlässigste Tapferkeit ist die, welche lange und vielfältige Umschau hält und sich in der Gewalt hat und sich bedachtsam und planmäßig dem Ziele nähert.

I2. »Wie?«, wendet man ein, »wird der Tugendhafte nicht zürnen, wenn er sieht, dass sein Vater getötet, seine Mutter fortgeschleppt wird?« Zürnen wird er nicht, wohl aber als Rächer und Schützer auftreten. Was lässt dich aber befürchten, die kindliche Liebe sei kein hinreichend starker Sporn auch ohne den Zorn? Oder fahre in demselben Tone fort: »Wie also? Wenn er sieht, dass sein Vater oder sein Sohn in Stücke zerschnitten wird, wird dann der Tugendhafte nicht in Tränen ausbrechen und alle Fassung verlieren?« Das sind Anfälle, wie wir sie bei Weibern sehen, wenn eine entfernte Ahnung von Gefahr sie befällt. Der brave Mann wird seine

Pflicht erfüllen, unbeirrt und ohne Zagen; und er wird, was eines tugendhaften Mannes würdig ist, so tun, dass jedes unmännliche Gebaren dabei ausgeschlossen ist. Mein Vater soll getötet werden: Ich werde ihn verteidigen. Er ist getötet worden: Ich werde ihn rächen, weil es sich so gehört, nicht weil es mir wehe tut. »Tugendhafte Männer zürnen, wenn den Ihrigen ein Unrecht zugefügt wird.« Wenn du diese Behauptung aufstellst, Theophrastus, so suchst du damit mannhafteren sittlichen Lehren den Weg zu sperren und wendest dich, den berufenen Richter vermeidend, an die große Menge. Weil jedermann bei einem solchen Erlebnis der Seinigen in Zorn gerät, so glaubst du, die Menschen würden es für ihre Pflicht und Schuldigkeit erklären, es damit so zu halten, wie es tatsächlich geschieht; denn fast jeder hält die Leidenschaft für berechtigt, der er huldigt. Aber ebenso zürnen sie, wenn ihnen das warme Wasser nicht in der gehörigen Weise gereicht wird, oder wenn ihr Trinkglas zerbrochen ist, oder wenn ihr Schuh mit Schmutz bespritzt ist. Nicht Liebe gegen die Ihrigen ist es, die jenen Zorn erregt, sondern Schwäche ist es, wie bei Kindern, die beim Verluste von Nüssen ebenso weinen wie beim Verluste von Eltern. In Zorn geraten für die Seinigen ist nicht Zeichen der Liebe, sondern der Schwäche. Dagegen ist es schön und würdig, für Eltern, Kinder, Freunde und Mitbürger als Verteidiger aufzutreten, dem Gebote der Pflicht selbst folgend, gestützt auf unseren Willen, unser Urteil und unsere Voraussicht, nicht in blinder Leidenschaft und Wut. Denn keine Leidenschaft ist rachbegieriger als der Zorn; aber eben deshalb taugt er nichts zur Rache: Vorschnell und kopflos, wie fast jede Begierde, macht er sich selbst zum Hindernis für Erreichung dessen, worauf er es abgelegt hat. Daher hat er denn auch weder im Frieden noch im Kriege jemals Gutes zur Folge gehabt; denn den Frieden macht er zu einer Art Krieg, unter den Waffen aber vergisst er, dass der Kriegsgott es bald mit diesem, bald mit jenem hält, und so kommt er in fremde Gewalt, weil er sich selbst nicht zu beherrschen wusste. Ferner verdienen Fehler nicht

etwa darum für die Praxis des Lebens zugelassen zu werden, weil man ihnen ab und zu einen Erfolg verdankt; werden doch auch gewisse Arten von Krankheiten durch Fieber gelindert, ohne dass es darum nicht besser wäre, dieses Heilmittel wäre überhaupt nicht vorhanden: Fort mit solcher Heilmethode, der zufolge man seine Gesundheit der Krankheit verdanken muss! Ähnlich steht's mit dem Zorn: Mag er auch zuweilen unverhofft Nutzen gebracht haben wie Gift, Absturz oder Schiffbruch, so ist er doch deshalb nicht überhaupt für heilsam zu erachten. Die Fälle sind eben nicht selten, wo an sich Verderbliches zur Rettung führte.

13. Ferner ist das wirklich Begehrenswerte umso besser und wünschenswerter, je größer es ist. Wenn die Gerechtigkeit etwas Gutes ist, so wird niemand behaupten, sie würde dadurch besser, dass man an ihr irgendwelche Verminderung vornimmt; wenn die Tapferkeit etwas Gutes ist, so wird niemand sie in ihrem Bestand auch nur im Geringsten geschmälert zu sehen wünschen: Also wäre auch der Zorn je größer desto besser; denn handelt es sich um irgendetwas Gutes, wer wird sich da einer Vermehrung widersetzen? Nun ist doch eine Verstärkung des Zornes vom Übel; also ist sein Dasein überhaupt vom Übel. Was durch Zunahme sich verschlimmert, ist nichts Gutes.

»Nützlich«, sagt man, »ist der Zorn, weil er kampfmutiger macht.« Das passt auch auf die Trunkenheit; denn sie macht frech und keck, und viele taugen mehr zum Kampf, wenn sie etwas angetrunken sind. So müsste man denn auch behaupten, Wahnsinn und Verrücktheit sei für unsere Krafterhöhung unentbehrlich, weil die Tollwut oft stärker macht. Ja, macht nicht zuweilen einen sogar die Furcht aus einem Hasenfuß zu einem Helden, und hat nicht die Todesfurcht auch die Schlaffsten zu tüchtigen Kämpfern gemacht? Aber Zorn, Trunkenheit, Furcht und dergleichen sind verwerfliche Reizmittel und leisten der Tapferkeit keine Dienste – denn diese bedarf keiner Laster –, sondern regen nur den trägen und schlaffen

Mut etwas an. Niemand wird durch Zürnen tapferer, abgesehen von dem, bei dem ohne Zorn von Tapferkeit überhaupt nicht die Rede gewesen wäre. So ist der Zorn nicht ein Verstärkungsmittel der Tapferkeit, sondern ein Ersatzmittel. Wäre der Zorn etwas Gutes, müsste er dann nicht eine Mitgabe gerade der vollkommenen Menschen sein? Allein die Zornsüchtigsten sind Kinder, Greise und Kranke, und alles Schwächliche ist von Natur zu Klage (und Zorn) geneigt.

14. »Es kann nicht anders sein«, sagt Theophrastus, »als dass der Tugendhafte über die Schlechten in Zorn gerät.« Das hätte zur Folge, dass, je tugendhafter einer ist, er umso zornsüchtiger sein wird. Nein, umgekehrt: Umso friedfertiger wird er sein, frei von Leidenschaften und von jedem Hass gegen andere. Die sich aber eines Vergehens schuldig machen, was hätte er für einen Grund, diese zu hassen, da es doch nur ein Irrtum ist, der sie zu dergleichen Vergehungen treibt? Wer einsichtig ist, der hasst nicht den Irrenden; sonst wird sich sein Hass auch gegen ihn selbst richten. Bedenke er doch, wie oft er selbst gegen die gute Sitte verstößt, wie viele seiner Handlungen auf Nachsicht Anspruch machen: Dann müsste er gegen sich selbst auch zornig werden. Denn kein billig denkender Richter wird in eigener Sache anders urteilen als in fremder Angelegenheit. Niemand, behaupte ich, wird sich finden, der sich selbst von jeder Schuld freispricht; wer sich schuldlos nennt, der tut dies nur in Rücksicht auf etwaige Zeugen, nicht auf sein eigenes Gewissen. Wie viel menschlicher ist es, den Fehlenden gegenüber eine milde und väterliche Ge- sinnung zu zeigen und ihnen nicht auf dem Nacken zu sitzen, sondern sie auf bessere Wege zu bringen! Wenn einer aus Unkunde des Weges auf deinem Grundstück umherirrt, dann ist es besser, ihm den richtigen Weg zu zeigen, als ihn fortzujagen.

15. Bessern also muss man den Fehlenden, hier durch Mahnung, dort durch fühlbare Mittel, hier durch Milde, dort durch Strenge,

und diese Besserung, die ebenso wohl ihm wie anderen zugutekommt, soll erreicht werden nicht ohne Züchtigung, aber ohne Zorn. Denn wer zürnt dem, den er heilt?

»Aber sie lassen sich nicht bessern; es findet sich in ihnen kein Ansatz zur Milde, kein Anhalt zu guter Hoffnung.« Gut denn! So mögen sie aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschieden werden, sie, die alles besudeln was sie berühren; mögen sie ihrer Schlechtigkeit ledig werden auf die einzige mögliche Weise, aber auch dies ohne Hass. Denn was hätte ich für einen Grund, den zu hassen, dem ich den größten Nutzen erweise dadurch, dass ich ihn von sich selbst befreie? Hasst jemand seine eigenen Glieder, wenn er sie abschneidet? Damit hat der Zorn nichts zu schaffen, es ist eine schmerzvolle Kur. Tolle Hunde schlagen wir tot, einen wilden und unbändigen Stier töten wir, sieches Vieh schlachten wir, damit es die Herde nicht anstecke, Missgeburten schaffen wir aus der Welt, selbst Kinder ertränken wir, wenn sie schwächlich und missgestaltet zur Welt gekommen sind, und es ist nicht Zorn, sondern Vernunft, Untaugliches von Gesundem zu scheiden. Nichts ziemt dem Strafenden weniger, als im Zorn zu handeln, da die Strafe umso wirksamer ist für die Besserung, wenn sie mit unbefangenem Urteil verhängt worden ist. Daher das Wort des Sokrates, das er an einen Sklaven richtete: »Du würdest meine Faust zu fühlen bekommen, wenn ich nicht im Zorn wäre.« Es war klug von ihm, die Zurechtweisung des Sklaven auf andere Zeit zu verschieben; für den Augenblick wies er sich selbst zurecht. Wer in aller Welt wird der Leidenschaft ein Maß setzen, wenn Sokrates es nicht wagte sich dem Zorn hinzugeben?

16. Um Irrende und Verbrecher im Zaume zu halten, bedarf es also keines zornigen Zuchtmasters; denn da der Zorn ein Fehler der Seele ist, so darf man nicht Fehler verbessern dadurch, dass man selbst sich eines solchen schuldig macht. »Wie? Soll ich einem Räuber nicht zürnen? Und folglich auch nicht einem Giftmi-

scher?« Nein: Zürne ich doch auch mir selbst nicht, wenn ich Blut lassen muss. Jede Art von Strafe wende ich als Heilmittel an: »Du bewegst dich noch auf der ersten Stufe der Verirrungen und vergehst dich nicht schwer, aber häufig: So wird zunächst ein Verweis unter vier Augen, sodann vor der Öffentlichkeit als Besserungsmittel in Anwendung kommen. – Ist es schon zu weit mit dir gekommen, um noch durch Worte geheilt zu werden, dann reicht eine Ehrenstrafe nicht aus: Du musst einen kräftigeren und fühlbaren Druck auf dich ausüben lassen; du musst es dir also gefallen lassen ins Exil und in unbekannte Gegenden geschickt zu werden. Fordert aber deine schon völlig verhärtete Niederträchtigkeit noch kräftigere Heilmittel, dann werden Ketten und Kerker in Anwendung kommen. Nimm vollends an, du hast eine unheilbare Seele, die Verbrechen an Verbrechen reiht, nimm an, du würdest gar nicht erst durch Gründe angetrieben, an denen es einem Schurken nie fehlen wird, sondern die Sünde selbst sei dir genügsamer Grund zum Sündigen; nimm an, du hättest die Niederträchtigkeit dermaßen in dich eingesaugt und mit deinen inneren Organen vermischt, dass sie nur im Verein mit ihnen dich verlassen kann; nimm an, du wünschtest bald eines elenden Todes zu sterben: So werden wir uns sehr um dich verdient machen; wir werden dich befreien vom Wahnsinn, mit dem du dich und andere peinigst, und werden dir, nachdem du dir selbst und anderen zur Qual und Marter gelebt hast, das einzig dir noch übrig bleibende Gut gewähren: den Tod.« Warum soll ich dem zürnen, dem ich den größten Dienst erweise? Zuweilen kann man sein Mitleid mit einem nicht besser zum Ausdruck bringen als dadurch, dass man ihn tötet. Gesettzt, ich beträte als erfahrener Sachverständiger das Lazarett eines Heeres oder eines reichen Hauses, so würde ich nicht allen den verschiedenen Kranken das Nämliche vorschreiben. Ich stehe im Dienste des Staates und soll ihn gesund erhalten; da sehe ich in so vielen Gemütern gar mannigfach verschiedene Fehler: Für eines jeden Leiden muss ein Heilmittel gesucht werden, den einen heile

Beschämung, den anderen ein Aufenthalt in der Fremde, den einen Schmerz, den andern Armut, noch einen anderen das Schwert. So werde ich denn, auch wenn ich als leitender Beamter das Unheil kündende Gewand anzulegen und das Signal für die Versammlung des Volkes zu geben habe, das Tribunal nicht mit wütender Miene und in feindseliger Stimmung betreten; nein, in meiner Miene soll sich das Gesetz spiegeln, und jene feierlichen Worte werde ich mehr mit gelassener und ernster als mit vor Wut bebender Stimme sprechen, und den Befehl, dass dem Gesetze nun sein Lauf gelassen werde, werde ich nicht im Zorn, aber mit Strenge geben. Und wenn ich den Befehl gebe, den Schuldigen zu enthaupten oder den Vatermörder in den Sack einzunähen, oder wenn ich an einem Soldaten die Todesstrafe vollziehen lasse oder einen Landesverrätler oder Staatsfeind auf den Tarpejischen Felsen stelle, so wird dies ohne Zorn mit derselben Miene und in derselben Stimmung geschehen, mit der ich Schlangen und giftigen Tieren den Garaus mache.

»Die Zornsucht ist nun einmal nötig zum Strafen«, sagst du. Wie? Meinst du etwa, das Gesetz zürne Menschen, die es gar nicht kennt, die es nie gesehen hat, die es, wenn es auf *seine* Hoffnung ankommt, überhaupt nie geben wird? Des Gesetzes Gesinnung also musst du dir zu eigen machen, das nicht zürnt, sondern befiehlt. Denn gesetzt, es zieme dem Tugendhaften, wegen böser Taten zu zürnen, dann wird es ihm auch zustehen, über das Glück böser Menschen sich zu ärgern. Denn was ist empörender, als dass Schurken in Saus und Braus leben und dass Leute die Gunst des Glückes missbrauchen, für die auch das härteste Schicksal noch zu gut wäre? Aber er wird ebenso auf ihr Wohlleben ohne Neid hinblicken, wie auf ihre Schandtaten ohne Zorn. Was er nicht billigen kann, verurteilt der gute Richter, aber er hasst es nicht.

»Wie also? Wenn ein Weiser es mit dergleichen Dingen zu tun bekommt, wird dann sein Herz ganz unberührt bleiben, wird sich nicht ein lebhafteres Gefühl in ihm regen als im gewöhnlichen Zustand?« Ich gebe es zu: Er wird eine leichte und gelinde Bewegung